

**Wer aufbricht, der kann hoffen ...**

**Die Zukunft der Kirche in unübersichtlicher Zeit**

**Studientag der Männerarbeit**

Liebe Brüder,

sehr herzlich danke ich Ihnen für die Einladung, heute zu ihnen und mit Ihnen zu sprechen. Ein spannendes Motto haben Sie für diesen Studientag gewählt: „... das Gute aber behaltet,...“ (1. Thess. 5,21) - Das klingt nach Bewahrung und Sicherung. Aber dann folgen die Worte „Beweglich Bleiben“. Das klingt nach Dynamik und Aufbruch. Und in der Tat – lebendig und fruchtbar wird es, wenn beides, das Bewahren und das Bewegen, in einer Beziehung zueinander bleiben. Und so ist ja auch die Bibelstelle gemeint, aus den das Zitat entnommen ist.

Im etwas größeren Zusammenhang leuchtet sie:

*Seid allezeit fröhlich, betet ohne Unterlass, seid dankbar in allen Dingen; denn das ist der Wille Gottes in Christus Jesus für euch. Den Geist löscht nicht aus. Prophetische Rede verachtet nicht. Prüft aber alles und das Gute behaltet.*

Der bewegende Geist Gottes. Die prophetische Vision von gerechtem Frieden in Gegenwart und Zukunft. Ja, da steckt Kraft und Bewegung drin.

Henning Busse hat eben eine Fülle von Fragen und Assoziationen zum Verständnis unserer beunruhigenden Zeiten formuliert, denen wir heute nachgehen könnten. Ich will versuchen, auf sie einzugehen, ohne sie alle einzeln aufzurufen und zu beantworten. Ich hoffe aber doch, dass meine Überlegungen Ihnen hilfreich sein können, für sich und in Ihrer Arbeit mit und für Männer in unserer Kirche Orientierung und Perspektive zu gewinnen.

Ich habe als Motto für diesen Vortrag eine Zeile aus dem Lied 395 unseres Gesangbuches gewählt:

„Wer aufbricht, der kann hoffen ...“

und sie wissen wie sie weitergeht:

„Wer aufbricht der kann hoffen in Zeit und Ewigkeit.

Die Tore stehen offen, das Land ist hell und weit.“

Die Zeilen stammen aus dem 1989 gedichteten Lied von Klaus Peter Hertzsch, einem Theologen mit den Erfahrungen in der ehemaligen DDR. Er hat den Choral unmittelbar nach dem Fall der Mauer geschrieben. Aber eben nicht zuerst zum Mauerfall, sondern für eine Hochzeit! Die Grundstimmung dieses Choral empfinde ich motivierend für unsere ganze Kirche. Es ist keine Stimmung aus uns selbst, keine aus eigener Kraft. Sie ist uns zugesagt und verheißen von dem, der unserer Kirche ihre Zukunft gibt.

Darum mein Untertitel:

„Die Zukunft der Kirche in unübersichtlicher Zeit.“

Das machen ja auch Ihre Fragen deutlich. Es haben sich Veränderungen vollzogen, die uns beunruhigen und die es zu verstehen gilt. Wir brauchen eine klare inhaltliche Orientierung, wenn wir in diesen tiefgreifenden Umbrüchen unsere Botschaft der Liebe Gottes weitersagen und in unsrem Leben ganz persönlich und gemeinsam als Kirche gestalten wollen.

Mit drei Fragen gliedere ich meinen Vortrag:

- Was ist los in unserer Gesellschaft?
- Was sagt uns die Bibel?
- Was könnte wichtig sein für die Zukunft unserer Kirche?

## **Was ist los in unserer Gesellschaft?**

Zuerst frage ich also: Was ist eigentlich los in unserer Gesellschaft? Warum haben wir den unbehaglichen, gar beängstigenden Eindruck von völliger Unübersichtlichkeit, Auflösung, Traditionsabbruch und Werteverlust? Warum haben wir den Eindruck, dass Einsamkeit, soziale Kälte, Aggression und Gewalt zunehmen und wir mit unserer guten Botschaft der Überwindung all dieser Erfahrungen trotzdem nicht gehört werden?

Wir haben es mit einer sehr langfristigen Entwicklung zu tun, die uns jetzt mit ihrer Kehrseite besonders schmerzhaft auf die Füße fällt. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts begann eine wohlfahrtsstaatliche Entwicklung, die uns viel Segen gebracht hat. Menschen erhielten mit den Sozialgesetzen eine individuelle Absicherung ihrer materiellen Risiken. Sie wurden unabhängiger von den sozialen Milieus agrarischer oder handwerklicher Wirtschaftszusammenhänge. Das war auch nötig, wenn sie als Arbeitskräfte der industrialisierten Produktion zur Verfügung stehen sollten. Man musste sie aus den sicheren Milieus an die neuen Arbeitsplätze locken. Die Städte wuchsen: Stadtluft macht frei! Wovon eigentlich? Jedenfalls auch von bis dahin geltenden sozialen Normen und kulturellen Prägungen. Und auch von familiären Abhängigkeiten. Dies gilt für die Kinder, die nun viel früher selbstständig sein konnten. Das gilt aber vor allem für die unglaubliche emanzipatorische Entwicklung zwischen Mann und Frau. Die Frau trat aus der kulturellen und ökonomischen Abhängigkeit vom Mann heraus. Es war nun der Einzelne und die Einzelne die zunehmend in eigener Verantwortung und immer weniger im herkömmlichen sozialen Verbund das Leben gestalten konnte. Dies nennen wir den Prozess der Individualisierung. Im Gegenzug wuchsen natürlich auch die Risiken, aus den sozialen Bezügen herauszufallen und hilflos und allein unter die Räder der modernen Zeiten zu geraten. Darum die Grundsicherung durch die Sozialversicherungssysteme.

Aber erst später wurde deutlich, dass es um weit mehr als die Auflösung ökonomischer Zusammenhänge und Abhängigkeiten ging. Alle Koordinaten des Lebens verschoben sich.

Der Anteil der Erwerbszeit an der Lebenszeit wurde immer geringer. Die Arbeit als zentraler Lebensinhalt trat zurück. Wie aber gestalte ich die Nichterwerbszeit – und mit welchen Inhalten? Beruflich stabile Lebensläufe lösten sich auf. Arbeit war und ist nicht mehr verlässlich auf Dauer und an einem Ort zu haben. Es gibt keine heute „Standarderwerbsbiographie“ mehr. Wer Arbeit haben will, muss ihr zeitlich und örtlich folgen. Flexibilität ist das Zauberwort. Was aber bedeutet das für die anderen Bezüge des Lebens? Familie, Freunde, Mitarbeit in Verein und Gemeinde brauchen Verlässlichkeit zu Ort und Zeit. Sie wurde geopfert. Das Opfer wurde mit Arbeit und Wohlstand und vor allem mit Wachstum desselben kompensiert. Nun stößt das an seine Grenze. Der Verlust an sozialer und kultureller Lebensqualität kann mit Geld nicht mehr ausgeglichen werden. Eine gähnende Leere tut sich auf.

Eine gigantische Bildungsoffensive für die modernen Zeiten löste die einheitlichen Bildungsmilieus auf. Wer kommt schon noch mit den modernen Zeiten. Was unsere Kinder können müssen, scheint uns unerreichbar. Wir erscheinen hoffnungslos veraltet mit dem, was wir unseren Kinder nahe bringen wollen. Das schafft Distanz und Unverständnis zwischen den Generationen.

Mobilität in Zeit und Raum erzwingt nun aber längst nicht mehr nur die Arbeitswelt. Auch die Freizeitgesellschaft trägt zur Auflösung des Kontinuums eines gemeinsamen Lebens zur gleichen Zeit und am gleichen Ort bei.

Wir stehen vor elementaren Fragen: Welche gemeinsamen Zeiten und gemeinsamen Orte bleiben uns für das Zusammenleben? Wann und wo machen wir jene Erfahrungen miteinander in der Familie, zwischen den Generationen und in unserer Gesellschaft, in denen jene sozialen Bindekräfte entstehen, jene Traditionen vermittelt und jene Wertorientierung gewonnen werden kann, die für jeden Einzelnen und für unser soziales Zusammenleben unverzichtbar sind?

Die Analyse ist niederschmetternd. Ich will, weil sie die Analyse so verdichtet vortragen, zum einen den Soziologen und Kulturkritiker Ulrich Beck mit seinem Buch „Risikogesellschaft“ zu Wort kommen lassen. Er nennt die scheinbar grenzenlose Mobilität das Familiengift schlechthin. Er schreibt:

*Noch in den sechziger Jahren besaßen Familie, Ehe und Beruf als Bündelung von Lebensplänen, Lebenslagen und Biographien weitgehend Verbindlichkeit. Inzwischen sind in allen Bezugspunkten Wahlmöglichkeiten und -zwänge aufgebrochen. Es ist nicht mehr klar, ob man heiratet, wann man heiratet, ob man zusammenlebt und nicht heiratet, heiratet und nicht zusammenlebt, ob man das Kind innerhalb oder außerhalb der Familie empfängt oder aufzieht, mit dem, mit dem man zusammenlebt, oder mit dem, den man liebt, der aber mit einer anderen zusammenlebt, vor oder nach der Karriere oder mitten drin. Wie dies alles kurzfristig, langfristig oder vorübergehend mit den Zwängen oder Ambitionen der Versorgungssicherung, der Karriere, des Berufs aller Beteiligten vereinbar ist. Alle derartigen Planungen und Absprachen sind prinzipiell aufkündbar und damit in den mehr oder weniger ungleichen Belastungen, die in ihnen enthalten sind, legitimationsabhängig. (Beck, Risikogesellschaft, S.167f)*

Hier wird deutlich, diese Grundmuster von Familie und Lebenslauf, sind nicht mehr selbstverständlich vorgegeben. Sie müssen ständig neu begründet und gestaltet werden. Wir haben ständig die Wahl. Zumindest beanspruchen und glauben wir das.

Der Text stammt von 1986. Er ist, wie ich meine, bedrückend aktuell. Wie aktuell, zeigt eine alarmierende Umfrage des Freizeit-Forschungsinstituts von British American Tobacco nun auch schon von 2001 zum Thema „Konfliktfeld Deutschland – Die Zukunftssorgen der Bevölkerung“. Weder Ulrich Beck, noch die BAT-Studie stehen in dem Verdacht, ihre Analyse durch eine kirchliche Brille oder auch christlicher Perspektive zu machen. Das macht die Sache um so ernster. Die BAT Studie fragt in ihrem Resümee:

*Droht der soziale Zusammenhalt als zentrale Ressource jeder Gesellschaft verloren zu gehen?*

Sie zitiert den Ethnologen und Kulturhistoriker Hans Peter Duerr mit seiner Prognose, dass einen sozialen Kollaps erleben werden, wenn wir so weiterleben wie bisher. Das Zitat lautet:

*„Der flexible Nomade droht zu vereinsamen in einer Gesellschaft der Ichlinge. An die Stelle der Gemeinschaft tritt eher eine Ansammlung einzelner Individuen, deren Kontakte von kurzfristigen Kosten-Nutzen-Rechnungen bestimmt und von der Frage geleitet sind. Was bringt mir das? Damit aber beginnt die Erosion der Gemeinschaft. Im gleichen Maße, wie die Sehnsucht nach Gemeinschaft, nach Geborgenheit und Solidarität wächst, nimmt auch das Unvermögen zu, diese Wünsche zu verwirklichen. Was die Menschen dann noch miteinander verbindet, ist die Unverbindlichkeit. Jede Gesellschaft braucht ein Mindestmaß an Solidarität und Zusammengehörigkeit. Gemeinschaft aber setzt voraus, dass die*

*Menschen miteinander verbunden sind und sich für einander verantwortlich fühlen. Diese Daseinsform verschwindet zunehmend" (Duerr 2000, S. 188).*

...

Die Studie fährt fort:

*Vertrauensbildung wird zur größten Herausforderung des 21. Jahrhunderts - im zwischenmenschlichen Umgang genauso wie in der internationalen Politik, in den weltweiten Wirtschafts- und Handelsbeziehungen, im Arbeits- und Geschäftsleben und natürlich in der ganz privaten Kontaktpflege in Nachbarschaft, Freundeskreis und sozialem Netzwerk. Das rasche Lebenstempo lässt immer weniger zeitaufwendige Verpflichtungen zu. Nicht, weil die Menschen dies nicht mehr wollen, sondern weil sie glauben, es zeitökonomisch nicht mehr verkraften zu können. Vertrauen wird vielleicht bald nur noch negativ definiert - als Abwesenheit von Misstrauen. Und die positive Variante lautet dann allenfalls: Selbstvertrauen.*

Das war 2001. Die Lage scheint sich noch verschärft zu haben. Bischof Markus Dröge zieht in seinem Bischofsbericht auf der Herbstsynode im Oktober vergangenen Jahres die Linie noch weiter aus:

*„Ich glaube, es macht sich ein neuer Zeitgeist breit, den ich als Geist der Selbstbehauptung und Entzweiung bezeichnen will. Es schleicht sich vielerorts eine Haltung ein, die meine, das Eigene, Partikulare sei das Wertvollere; das Andere, Fremde dagegen sei das, gegen das man sich hart, klar und kämpferisch abzugrenzen habe, weil sonst das eigene bedroht sei. ... Wir beobachten, dass Reiche ihren Reichtum verteidigen wollen und sich weigern, ein schlechtes Gewissen zu haben, wenn es anderen dabei schlecht geht.*

*In dieser Haltung, die teils offen, teils schleichend unsere Kultur verändert, steckt für viele etwas Faszinierendes: Endlich darf ich einmal wieder einen gesunden Selbstbehauptungswillen stark machen, ohne ständig auf Rechte anderer Rücksicht nehmen zu müssen. Aber es steckt eben auch etwas höchst Gefährliches in dieser Haltung: die Gefahr der Enthemmung, der Verachtung dessen, vor dem ich Angst habe, es besteht die Gefahr der Gewaltduldung, bis hin zur Gewaltbereitschaft; die Gefahr, lieber einen Schuldigen, einen Sündenbock auszumachen, als sich selbst mitverantwortlich zu fühlen, Probleme zu lösen.“*

Soweit Bischof Dröge.

Im amerikanischen Präsidenten Trump scheint sich diese Analyse bedrückend personifiziert zu haben.

Dieses Bild, liebe Brüder, mag einseitig gezeichnet sein. Natürlich gibt es Gegenbewegungen. Zum Beispiel Sie selbst mit Ihrer Arbeit füreinander und den sozialen Zusammenhalt. Aber nicht nur bei uns in der Kirche. Es gibt neue Formen sozialen Engagements, zum Beispiel in der Hospizbewegung. – und natürlich in dem beeindruckend engagiert sehr vieler Menschen für die Flüchtlinge, die zu uns kommen. Es gibt neue Formen verbindlichen Zusammenlebens - auch unter jungen Menschen. Das sei hier nicht verschwiegen.

Hier kommt es mir darauf an, deutlich zu machen, welche auflösende und sozial zerstörerische Tendenz in der Grundentwicklung unserer Gesellschaft steckt. Gott sei Dank regen sich Gegenkräfte. Aber sie haben eine Umkehr dieser Grundentwicklung nach meinem Eindruck noch lange nicht erreicht.

Soweit meine Anmerkungen zu den tiefgreifenden Veränderungen in unserer Gesellschaft, mit denen wir konfrontiert sind. Wir groß die Herausforderung ist, die darin an alle in unserer Gesellschaft gestellt ist, aber in ganz besonderem Maße an uns als Kirche, ist offenkundig.

## Was sagt uns die Bibel?

Was ist nun darin die Zukunft unserer Kirche? Wie können wir diesen Entwicklungen begegnen? Dazu setzte ich zunächst einmal neu an. Und wie könnte es anders sein mit einem Text der Bibel. Es ist ein Text, der in eine durchaus vergleichbare Situation hinein geschrieben ist, in eine Zeit tiefgreifender Umbrüche und einer unübersehbaren Vielfalt an konkurrierenden Religionen und Lebensentwürfen. Es ist die Zeit der Antike. Es ist der Text von „Paulus in Athen“, nachzulesen in der Apostelgeschichte 17,16-34:

*Als aber Paulus in Athen auf sie wartete, **ergrimmte sein Geist** in ihm, als er die Stadt voller Götzenbilder sah. Und er redete zu den Juden und den Gottesfürchtigen **in der Synagoge und täglich auf dem Markt** zu denen, die sich einfanden. Einige Philosophen aber, Epikureer und Stoiker, stritten mit ihm. Und einige von ihnen sprachen: Was will dieser Schwätzer sagen? Andere aber: Es sieht so aus, als wolle er fremde Götter verkündigen. Er hatte ihnen nämlich das Evangelium von Jesus und von der Auferstehung verkündigt. Sie nahmen ihn aber mit und führten ihn auf den **Areopag** und sprachen: Können wir erfahren, was das für eine neue Lehre ist, die du lehrst? Denn du bringst etwas Neues vor unsere Ohren; nun wollen wir gerne wissen, was das ist. Alle Athener nämlich, auch die Fremden, die bei ihnen wohnten, hatten **nichts anderes im Sinn, als etwas Neues** zu sagen oder zu hören. Paulus aber stand mitten auf dem Areopag und sprach: Ihr Männer von Athen, ich sehe, dass ihr die Götter in allen Stücken sehr verehrt. Ich bin umhergegangen und habe eure Heiligtümer angesehen und fand einen **Altar, auf dem stand geschrieben: Dem unbekanntem Gott**. Nun verkündige ich euch, was ihr unwissend verehrt. Gott, der die Welt gemacht hat und alles, was darin ist, er, der Herr des Himmels und der Erde, wohnt nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht sind. Auch **lässt er sich nicht von Menschenhänden dienen**, wie einer, der etwas nötig hätte, da er doch selber jedermann Leben und Odem und alles gibt. Und er hat aus einem Menschen das ganze Menschengeschlecht gemacht, damit sie auf dem ganzen Erdboden wohnen, und er hat festgesetzt, wie lange sie bestehen und in welchen Grenzen sie wohnen sollen, damit sie Gott suchen sollen, ob sie ihn wohl fühlen und finden könnten; und fürwahr, **er ist nicht ferne von einem jeden unter uns. Denn in ihm leben, weben und sind wir**; wie auch einige Dichter bei euch gesagt haben: Wir sind seines Geschlechts. Da wir nun göttlichen Geschlechts sind, sollen wir nicht meinen, die Gottheit sei gleich den goldenen, silbernen und steinernen Bildern, durch menschliche Kunst und Gedanken gemacht. Zwar hat Gott über die Zeit der Unwissenheit hinweggesehen; nun aber gebietet er den Menschen, dass alle an allen Enden Buße tun. Denn er hat einen Tag festgesetzt, an dem er den Erdkreis richten will mit Gerechtigkeit durch einen Mann, den er dazu bestimmt hat, **und hat jedermann den Glauben angeboten, indem er ihn von den Toten auferweckt hat**. Als sie von der Auferstehung der Toten hörten, begannen die einen zu spotten; die andern aber sprachen: Wir wollen dich darüber ein andermal weiter hören. So ging Paulus von ihnen. **Einige Männer schlossen sich ihm an und wurden gläubig**; unter ihnen war auch **Dionysius**, einer aus dem Rat, **und eine Frau mit Namen Damaris** und andere mit ihnen.*

Ich kann den Text nicht im Einzelnen auslegen. Ich will nur einige Beobachtungen mitteilen, die für unsere Fragestellung, wie wir als Kirche den Herausforderungen begegnen, wichtig sein könnten.

Paulus „ergrimmt im Geist“. Ihn schmerzt, was er sieht. Er lässt sich emotional, unmittelbar und natürlich auch theologisch betreffen von der Suche der Menschen. Die Probleme seiner Zeit treiben ihn um. Da ist nicht ein Hauch von Weltflucht. Paulus - Er identifiziert die Götzen, von denen sie sich verführen lassen. Seine Theologie ist nicht kontextlos. Sie wird erst Theologie, weil er sich persönlich betreffen lässt und die Auseinandersetzung mit Kultur und

Gesellschaft nicht scheut. Ihm ist also nichts gleichgültig! Aber es ist für ihn eben auch nicht alles gleich gültig. Er bezeugt dialogisch seinen Glauben.

Paulus predigt in der Synagoge **und** auf dem Marktplatz. Das ist keine sich ausschließende Alternative. Die beiden Predigtorte ergänzen einander. Paulus sind die „Kirchentreuen“, also die in der Synagoge, nicht gleichgültig. Aber er ignoriert die auf dem Marktplatz nicht. Seine Verkündigung richtet sich an „alle Völker“. Er akzeptiert die Nische nicht. Das binnenkirchliche Milieu wird aufgebrochen.

Paulus lässt sich auf den Areopag führen. Er führt die öffentliche Debatte mit den Geistesgrößen und Philosophen seiner Zeit. Der Glaube an den Auferstandenen Herrn ist eine öffentliche Angelegenheit. Sie hat Relevanz für die Gestaltung von Bildung und Kultur, das soziale und politische Leben.

Paulus stellt sich auch dem Wettbewerb der Religionen und Sinn-Anbieter. Er weiß um die Schnelllebigkeit seiner Zeit. Die Menschen hatten auch damals nicht s anderes im Sinn, als etwas Neues zu sagen oder zu hören. Wir wissen heute um so mehr von dieser rastlosen immer schnelleren immer hektischeren Suche nach dem ultimativen Kick.

Paulus nimmt die religiöse Suche der Menschen ernst. Er diskreditiert, er diskriminiert sie nicht. Er sieht auch in der religiösen Suche dieser Menschen Gott am Werk. Sie suchen was sie aus eigener Kraft nicht entdecken können. Sie sollen erfahren, was sie weder beanspruchen, noch erzwingen können. Sie sollen erfahren, was sie nur geschenkt bekommen können.

Paulus will mit seiner Botschaft aus Strategien der Selbsterlösung befreien. Gott lässt sich mit Menschenhänden und mit größten geistigen Leistungen weder schaffen, noch lässt er sich dienen. Das ist Kern auch unserer Botschaft heute, großartig wiederentdeckt und neu geformt in der reformatorischen Erkenntnis der Rechtfertigungslehre.

Gott ist nicht ferne, sondern in seiner rechtfertigenden, befreienden Liebe ganz nahe. Wir sind Teil von ihm, selbst in der größten Distanz, die wir suchen, in der härtesten Ablehnung Gottes in der Kreuzigung seines Sohnes am Kreuz. In der Auferweckung seines Sohnes sagt Gott Ja zu uns – selbst in der tiefsten Feindschaft.

Paulus weiß, und auch das ist Frucht der Rechtfertigung aus der Gnade Gottes, dass sein Erfolg, die Zahl derer, die er für die Gemeinde gewinnt, zwar wichtig, aber nicht entscheidend ist. Nicht er, Gott baut seine Gemeinde und Kirche. In diesem Vertrauen freut er sich über die, die sich ihm anschließen. Ist es nicht schön, dass Lukas einen Mann und eine Frau mit Namen nennt: Dionysios und Damaris. Das gilt in der Gemeinde. Niemand, wirklich niemand soll untergehen in der großen Konzepten, niemand verschwinden hinter dem Gesetz der großen Zahl. Es sind immer Einzelne, Menschen mit Namen aus allen Völkern, die Gott der Kirche hinzufügt.

Jede dieser Beobachtungen, liebe Schwestern, ist ein unverzichtbares Element unserer Vision von Gesellschaft und Kirche. Und es gibt sicher weitere in diesem Text und natürlich in dem großen Reichtum der ganzen Bibel. Die kurze Betrachtung dieses Textes soll uns vor Augen führen, woher die Vision und die Kraft für die Zukunft unserer Kirche herkommt. Wo geht's lang? Ohne dauernde Frage nach dem Reichtum der Perspektiven unserer Bibel werden wir darauf nie eine für die nächsten Schritte tragfähige Antwort bekommen.

**Was könnte wichtig sein für die Zukunft unserer Kirche?**

Ich komme nun zu meinem dritten Schritt. Was bedeutet der Blick auf die Veränderungen unserer Gesellschaft und der Blick in die Bibel für uns heute? Unter fünf Stichworten will ich skizzieren, was mir für die Zukunft unserer Kirche bedeutsam erscheint:

Wir müssen nachdenken über

- Orte,
- Zeiten,
- Milieus,
- Menschen und
- Inhalte

unseres Lebens und unserer kirchlichen Arbeit. Was meine ich damit?:

In einer Zeit sich immer mehr beschleunigender Mobilität wird es besonders wichtig, **Orte** zu haben, an denen man ankommen, zur Ruhe kommen kann. Wir brauchen Raum zum Atemholen, zur Erfahrung von Ruhe und Geborgenheit. Unglaublich, wie intensiv die Autobahnkirchen aufgesucht werden und welche Atmosphäre der Ruhe in ihnen herrscht. Der Christus-Pavillon bei der Expo – heute steht er in Volkenroda und wird auch dort sehr viel aufgesucht - war ein anderes hervorragendes Beispiel, wie das zunächst belächelte Projekt zum Star der Expo wurde. Mitten in der unglaublichen Vielfalt aller Möglichkeiten dieser Welt, war dieser Ort die heimliche Mitte des Ganzen. Das sind unsere Kirchen all überall auch. Darum ist auch das Programm „verlässlich geöffnete Kirche“ so wichtig. Unsere Kirchengebäude bleiben Symbol des Vertrauten und der Beheimatung.

Die Ortsgemeinde, die Parochie, wird auch in Zukunft eine herausragende Rolle in unserer kirchlichen Arbeit spielen. Hier kommen Menschen ortsnah zusammen, begegnen einander in persönlicher Kommunikation, begehen gemeinsam Anlässe der Freude und der Trauer. Hier ist der Ort des gemeinsamen Gottesdienstes und der Feier des Abendmahls. Die Kirchengemeinde ist ja oft die einzige Institution, die vor Ort geblieben ist. Ich weiß – leider bröckelt auch das! Dennoch: Hier kann gestaltend mitgearbeitet werden. Hier kann Verantwortung übernommen werden. Hier werden größere soziale, geistige und geistliche Zusammenhänge unseres Lebens erfahrbar. So können soziale Bindekräfte wachen, Traditionen verlebendigt und innere Orientierung angenommen werden.

Zugleich aber müssen wir zur Kenntnis nehmen, dass die Gemeinde viele nicht mehr, oder nicht mehr verlässlich erreichen kann. Es muss auch andere kirchliche Orte geben, an denen wir Menschen erreichen oder die sie aufsuchen können. Und so geschieht es ja auch in Bildungseinrichtungen, Freizeitheimen, Akademien. Nicht zu vergessen, die Klöster. Es ist erstaunlich welche Nachfrage nach Einkehrtagen besteht. Nicht wenige definieren ihre Beziehung zur Kirche ganz ohne Gemeindegontakt. Und diese Beziehungen sind gewiss nicht weniger wert. Schön ist es natürlich, wenn diese Beziehungen sich schließlich auch mit Aktivitäten in einer Gemeinde verknüpfen. Oft aber haben die es nicht leicht, die mit den Erwartungen zum Beispiel aus einer Akademie oder mit dem Kirchentag am Gemeindeleben teilnehmen wollen. Selbst die Sozialen Medien können zu solchen „Orten“ werden. In manchen Auslandsgemeinden findet der Konfirmandenunterricht auch per WhatsApp oder als E-Mail-Gruppe statt. Viele Konfirmanden haben es weit bis zur Auslandsgemeinde. Manche Familien fahren 100 km um am Sonntag zu Gottesdienst zu kommen. Das macht die Treffen der Konfirmanden schwierig. Der Pfarrer/die Pfarrerin gibt Informationen und stellt Fragen. Die Konfirmandinnen kommentieren und Antworten. Sie chatten miteinander. Und dann trifft sich die Gruppe zu einem ganzen Wochenende und kommuniziert ganz persönlich miteinander. So wird auch der Chat-Raum plötzlich zu einem „Ort“ verbindlicher Gemeinschaft.

Freilich müssen die Gemeinden selbst darüber nachdenken, ob wirklich jede einzelne Ortsgemeinde ein in sich geschlossenes Angebot machen muss. Das Heimatgefühl der Menschen ist längst nicht mehr nur auf den Ort bezogen sondern mindestens auf die Nahregion. Darum muss nicht an allen Orten in der Nachbarschaft Sonntags um 10 Uhr der Gottesdienst nach Agende I gefeiert werden. Es kann, ja nach dem Bedürfnis und dem Wunsch wählen zu können, ja auch unterschiedliche Angebote geben. Das entlastet, lässt ja nach Möglichkeiten und Begabungen Schwerpunkte setzen. Die Regionalisierung, die ja weit fortgeschritten ist, macht nicht nur unter Spargesichtspunkten, sondern auch inhaltlich Sinn.

Mein zweites Stichwort heißt: „**Zeit**“. Gemeinsame Zeiten in der Familie und anderen sozialen Zusammenhängen werden, wie dargestellt, immer schmaler. Zeitrhythmen passen nicht mehr aufeinander. Abläufe des Lebens beschleunigen sich immer mehr. Es ist unsere Aufgabe, dazu eine Alternative zu sein. Darum sind die Kampagnen „Ohne Sonntage gibt es nur noch Werktage“ oder „Advent ist im Dezember“ nicht einfach schöne Gags, sie rühren an den Nerv der gesellschaftlichen Veränderungen. Unsere Gottesdienste sind ja auch dazu da, inne zu halten, zur Ruhe zu kommen, Abstand von der Hektik zu gewinnen, offen zu werden für das, was über unsere Zeit hinausreicht, die Begrenztheit unserer Zeit anzunehmen, zu verstehen, was es heißt, dass „Gott unsere Zeit in seinen Händen hält“. Neu entdecken können wir den Rhythmus von Gebet und Arbeit, Kontemplation und Aktion. Tagzeitgebete sind nicht nur etwas für eine spirituelle Woche im Kloster. Viele Veranstaltungen in der Gemeinde, nicht nur Freizeiten, würden durch einen Wechsel von Reden und Stille, von Tätigkeit und Ruhe an Tiefe, Klarheit und Atmosphäre gewinnen. Und vielleicht gelingt es uns ja auch, in unseren Familien solche Rhythmen wiederzuentdecken. Wenn wir die Bedeutung der gestalteten gemeinsamen Zeit wiederentdecken, haben wir auch eine Chance, ihren unermesslichen Wert in unserer Gesellschaft glaubwürdig zu vertreten und solche Zeiten zurückzugewinnen.

Mein drittes Stichwort heißt: „**Milieu**“. Paulus bewegt sich auf dem Markt. Er nimmt die verschiedenen Lebenswelten und ihre Götter wahr. Ihm liegt am Ganzen. Am Ende des Matthäusevangeliums heißt es: Macht zu Jüngern **alle** Völker. Für die Zukunft unserer Kirche müssen wir darum im Wortsinne aus uns herausgehen. Nicht wenige, die gern Kontakt zu uns hätten, treffen auf eine ihnen fremde Welt, die sich nicht öffnen kann. Wir sprechen von der „Milieuverengung“ der Kirche. Das ist angesichts der immer größeren Differenzierung unserer Gesellschaft und angesichts des immer größeren Marktes von Sinnanbietern tödlich. Unsere Theologie wird nur relevant, wenn wir unseren Glauben im Dialog und der Auseinandersetzung mit den Fragen unserer Zeit formulieren. Unsere Sprache wird nur verstanden, wenn sie sich an den Bedeutungshorizonten der Worte heute orientiert. Unsere Ästhetik muss auf die Sehgewohnheiten der Menschen heute eingehen. Nicht **unsere** Probleme dürfen uns hauptsächlich bewegen. Die Fragen und Nöte der Menschen außerhalb der Kirche müssen uns betreffen. Oft geben wir Antworten auf Fragen, die keiner stellt. Und auf die Fragen, die sie stellen, haben wir keine verständliche Antwort. Wir brauchen vor Ort und auf allen anderen Ebenen den Dialog mit den verschiedenen Lebenswelten, mit Wirtschaft und Wissenschaft, Kunst und Kultur, Bildung und Medien, Gesellschaft und Politik – und ganz gewiss auch mit den anderen Religionen. In diesem Dialog geht es nicht um irgendetwas. Es geht ums Hören, Nachdenken und Bezeugen. Hören auf die Anliegen der Menschen, nachdenken und würdigen dessen, was sie bewegt. Aber dann geht es ums bezeugen des Evangeliums in dieser Situation. Paulus hat auf dem Areopag nicht allen Recht gegeben und alles für gleich gültig erklärt. Er hat den Auferstandenen bezeugt, auch wenn die meisten mit den Schultern gezuckt und sich abgewendet haben.

Mein viertes Stichwort heißt: **Menschen**. Die beschriebene Entwicklung zum Individuum, dass seine Orientierung in einer unübersichtlichen Welt nun in sich selbst tragen muss, macht deutlich, warum nicht mehr Institutionen, sondern Personen Vermittler von Wahrheit



und Sinn sind. Vertrauen ins Leben wächst, weil wir Vertrauen erfahren haben. Mut zu Bindungen kommt aus der Erfahrung verlässlicher liebender Zuwendung auch in schwierigen Tagen. Glaube wächst, weil wir glaubwürdige Zeugen erleben. Bei aller Notwendigkeit medialer Präsenz von Kirche bis in einen professionellen Auftritt im Internet - diese personalen Begegnungen bleiben entscheidend. Und hier sind wir alle gefragt. Unsere Zukunft als Kirche, soweit wir sie selber gestalten können, hängt von unserem persönlichen Eintreten für unsere Kirche und unserem persönlichen Zeugnis ihrer Botschaft ab. Ob einfaches Gemeindeglied, ob engagierte Ehrenamtliche - wie Sie hier in der Männerarbeit - mit zum Teil hoher Verantwortung oder ob bezahlter Mitarbeitender, wir sind gleichermaßen beauftragt. Oft bin ich bedrückt, mit wie großer Distanz nicht wenige, die hauptamtlich für unsere Kirche arbeiten, von ihrer Kirche sprechen. Beruf und Person scheinen gespalten. Das aber zerstört die Glaubwürdigkeit. Wir haben eine große Aufgabe, durch Aus-, Fort- und Weiterbildung an diesem Zusammenhang von Person und Auftrag zu arbeiten. Ich beobachte manchmal, wie nicht wenige Pastorinnen und Pastoren ihre theologischen Bücher gleich nach dem Examen in die hinterste Ecke ihres Bücherschranks packen und zu Gemeindeführern werden. Theologie scheint ihnen für die Bewältigung und Reflektion ihrer Arbeit nicht so wichtig zu sein. Wie kommt das? Offenkundig wird theologisches Arbeiten nicht als unverzichtbar zur Erkenntnis von Welt und zum Dialog auf der Agora erlebt. Sie bleibt kontextlos und war nur Stoff für ein unvermeidliches Examen. Theologie wird aber erst zur Theologie, wenn sie sich mit den brennenden Fragen der Zeit auseinandersetzt und wenn sie persönlich betrifft. Das macht eine Predigt aus! Unser größter Schatz sind die Menschen, die für ihre Kirche eintreten. Und das sind natürlich nicht nur die Pastorinnen und Pastoren, sondern Sie alle. Wir brauchen eine kirchliche Kultur der Wertschätzung ihres Einsatzes. Wir müssen sie begleiten, ermutigen, qualifizieren, fördern - und sicher auch fordern.

Mein letztes Stichwort heißt: „**Inhalt**“ Von der Gefahr eines Theologieverlustes habe ich in Andeutungen schon gesprochen. Anders gewendet bedeutet das. Wir müssen die Kernaussagen unseres Glaubens in den verschiedenen Lebenswelten der Menschen neu durchdeklinieren und den Menschen nahe bringen. Es kann nicht darum gehen, von unseren Kernaussagen abzurücken, weil sie scheinbar nicht mehr aktuell sind. Im Gegenteil, es gilt ihre unglaubliche Aktualität und manchmal auch Schärfe in der Kritik unserer Zeit herauszuarbeiten, damit Menschen aufhorchen, staunen, sich aufregen, aber auch sich freuen können, über das, was sie hören. Zwei Kernaussagen nenne ich, die es in besonderer Weise neu zu konkretisieren und lebendig zu machen gilt.

Das erste ist das Zeugnis, das wir Ebenbilder Gottes sind. Gott liebt jeden Menschen als sein Geschöpf. Er ist wertgeachtet und hat von Gott einen Namen. Säkular sprechen wir von der Menschenwürde, die ja grundrechtlichen und menschenrechtlichen Charakter angenommen hat. Seine Kraft gewinnt diese Zeugnis aber erst, wenn es nicht eine Generalaussage in Präambeln bleibt, sondern in den einzelnen Lebensbereichen angewendet wird. Was heißt das zu Beginn des Lebens, dass wir nun zu manipulieren in der Lage sind? Niemals darf ein Mensch zum Produkt eines anderen werden. Was heißt das am Ende des Lebens, wenn Leben als „nutzlos“ angesehen wird und man meint es aktiv beenden zu dürfen? Niemals darf Leben an den Maßstab des Nutzens geknüpft werden. Was heißt das bei Krankheit, wenn eine Therapie sich „nicht mehr lohnt“ oder zu teuer wird? Was heißt das in der Informationsgesellschaft, die den Menschen gläsern macht? Was heißt das in der Mediengesellschaft, die auch das Intimste verkauft. Was heißt das im interreligiösen Kontext, wenn Menschen einander zu Ungläubigen stempeln und darum einander bekämpfen? Was heißt das im Krieg, in dem Leben massenhaft geopfert wird für – wie man zynisch behauptet - „höhere“ Ziele.

Das zweite ist, dem ersten nahe verwandt, unsere in der Reformation wiederentdeckte und so wunderbar entfaltete Botschaft von der Rechtfertigung des Sünders aus den gnädigen Liebe Gottes. Sie befreit aus all den Inszenierungen der Person, in die eine individualisierte Welt uns zwingt. Sie stellt den gnadenlosen Leistungszwang in Frage, unter dem die einen stöhnen und die anderen längst zerbrochen und ausgesteuert sind. Sie lässt uns unsere Grenzen annehmen und überwindet den Zwang, alles im Griff zu haben. Sie durchbricht der Wahn der Selbstverwirklichung, die alles zurücklässt und verstößt, was dem entgegensteht. Sie lässt Schuld nicht verdrängen und auf Sündenböcke verschieben. Sie lässt uns auch das unvollendet Werk aus der Hand legen und schenkt und die Ruhe des Sabbats Gottes. Wenn wir all das in die Sprache der Menschen zu übersetzen vermögen, wenn wir ihnen dazu Erfahrungen ermöglichen, dann werden wir überrascht sein von der Kraft, die unsere christliche Botschaft entfaltet.

Das alles ist ein Zeugnis des Friedens Gottes mit uns. Dieser Friede kann unser ganzes Leben durchdringen. Darin sind wir Friedensboten. Wie gut, dass unsere Landeskirche eine „Kirche des gerechten Friedens“ werden will. Dieses Zeugnis soll in der Mitte unserer kirchlichen Arbeit stehen. Was spnst braucht die Welt, als den „gerechten Frieden“ der von Gott kommt. Wir sind Zeugen, persönlich, spirituelle und politisch!

Wer aufbricht, der kann hoffen ... Ich hoffe, sie spüren mit mir, wie zuversichtlich und gelassen wir dem Herrn unserer Kirche in seine Zukunft mit uns folgen können. Wir haben keinen Grund zur Verzagtheit und Resignation. Es geht nicht bergab mit unserer Kirche. Es kann sicher nicht bleiben wie es ist. Wer bewahren und das Gute behalten will, muss verändern, in Bewegung bleiben. Wir sind in unserer Landeskirche, für die ich nun wieder im Ruhestand ehrenamtlich arbeiten darf, so glaube ich, auf einem guten Weg. Wir sind aufgebrochen. Wir haben Hoffnung.

So schließe ich mit dem Zitat des ganzen Chorals aus dem das Motto dieses Vortrages entnommen ist:

*Vertraut den neuen Wegen, auf die der Herr uns weist,  
weil Leben heißt: sich regen, weil Leben wandern heißt.  
Seit leuchtend Gottes Bogen am hohen Himmel stand,  
sind Menschen ausgezogen in das gelobte Land.*

*Vertraut den neuen Wegen und wandert in die Zeit.  
Gott will, dass ihr ein Segen für seine Erde seid.  
Der uns in frühen Zeiten das Leben eingehaucht  
Der wird uns dahin leiten, wo er uns will und braucht.*

*Vertraut den neuen wegen, auf die uns Gott gesandt.  
Er selbst kommt uns entgegen. Die Zukunft ist sein Land.  
Wer aufbricht der kann hoffen in Zeit und Ewigkeit.  
Die Tore stehen offen. Das Land ist hell und weit.*